

Michael White

DAS  
MEDICI-KRISTALL

Mysterythriller

Aus dem Englischen von  
Gwynneth und Peter Hochsieder

Knaur Taschenbuch Verlag

Die englische Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel  
»The Medici Secret« bei Arrow Books, London.

**Besuchen Sie uns im Internet:**  
**[www.knaur.de](http://www.knaur.de)**



Vollständige Taschenbuchausgabe August 2010

Knaur Taschenbuch.

Copyright © 2008 by Michael White

Copyright © 2009 für die deutschsprachige Ausgabe bei

Knaur Taschenbuch.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit

Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Andrea Hartmann

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-50262-4

*Für Carole*



# 1.

*Florenz, 4. November 1966*

**A**ls Mario Sporani, der Küster der Mediceer-Kapelle, um 5 Uhr 45 die Augen aufriss und hörte, wie die Fensterläden des Schlafzimmers gegen die Hauswand schlugen, dachte er, die Welt gehe unter. Er war auf der Stelle hellwach, und ein Satz aus der Geheimen Offenbarung blitzte in ihm auf: »Und die Schlange schoss nach dem Weibe aus ihrem Munde ein Wasser, wie ein Strom, dass er sie ersäufete.«

Zunächst kam es ihm vor, als halte ihn ein lebhafter Alptraum gefangen, aber dann schlugen die hölzernen Läden so heftig zurück, dass sie das Fenster zerschmetterten und glitzernde Splitter in das Schlafzimmer geschleudert wurden. Der Regen prasselte mit solcher Wucht gegen das Haus, dass er glaubte, die alten Steine würden zermalmt und das ganze Gebäude stürze ein. Das war gewiss kein Traum.

Er sprang aus dem Bett und drängte seine Frau Sophia zur Tür hinaus auf den Gang, der zum Kinderzimmer führte.

Durch den Höllenlärm des Sturms hörte er das Angstgeschrei seines Sohnes. Sophia riss ihn aus dem Kinderbett und versuchte, ihn zu beruhigen.

»Sophia, du bringst Leo in das hintere Zimmer und bleibst bei ihm dort – mach die Fensterläden zu und ver-

riegle sie. Ich hole dir ein Federbett und eine Taschenlampe. Dann muss ich in die Kapelle schauen.«

»Aber Mario, bei diesem Sturm kannst du doch nicht hinausgehen.«

»Ich muss«, erwiderte er. »Weiß Gott, was jetzt schon alles Schaden genommen hat. Die Krypta könnte unter Wasser stehen, und die Leichen ...«

Er ging zur Tür. Kurz darauf kam er wieder mit einer Flasche für das Baby, einer Taschenlampe, Brot und ihrem Federbett. Mario küsste seine Frau und das Kind, wandte sich um, lief hinaus und schloss die Zimmertür, dann rannte er den Gang entlang und die schmale Holzterrasse hinunter, die so dunkel war, dass er kaum die Stufen sah. Schließlich war er an der Haustür.

Als er den Riegel zurückschob, warf ihn die Tür fast um, und der Wind schoss heulend ins Haus und presste die Tür gegen die Wand. Es gelang ihm nicht, sie wieder zu schließen. Langsam, mit gesenktem Kopf, trat er hinaus auf die Stufen. Draußen war es stockdunkel. Die Sturmwolken hatten das Mondlicht gelöscht, und der Strom war offenkundig ausgefallen.

Während Mario um die Ecke spähte, wurde der Himmel von einem gewaltigen Blitz erleuchtet. Die ganze Straße stand unter Wasser. Knetief strömte schlammiges Wasser vorüber. Es stank nach Abwässern. Ein Fahrradreifen strudelte die Via Ginori hinunter zur Piazza San Lorenzo. Mario schöpfte tief Luft, dann stieg er mühsam ins Wasser hinunter.

Die Kälte verschlug ihm den Atem. Er fürchtete auszurutschen, denn das Pflaster unter seinen Stiefeln war glitschig. Außer den feuchten Ziegel- und Steinmauern der Häuser gab es nichts, woran er sich festhalten konnte.

Der Himmel hellte sich ein wenig auf, das Mondlicht kam wieder zum Vorschein und verbreitete einen schwachen kalten Schein, gerade so viel, dass er die Umrisse der Via Ginori und der Mauern der Basilika San Lorenzo vor sich erkennen konnte.

Mario strengte sich an, schneller weiterzukommen, aber es war hoffnungslos. Nur zentimeterweise rückte er gegen die Strömung voran. Er musste sich flach gegen die Wand drücken, während erst ein Ast, dann ein Reifen, ein leerer Karton und eine Mülltonne an ihm vorbeitrieben und weitergeschwemmt wurden, bis sie gegen ein Gebäude stießen oder irgendwo im Schlick hängenblieben.

Als er schließlich die Ecke erreichte, wo die Via Ginori auf die Via dei Pucci trifft, war er erschöpft und über und über mit Schlamm bedeckt. Seine Wangen brannten vor Eiskälte, die Zehen waren taub. Die ansonsten geschäftige Hauptstraße war menschenleer. Auch hier spritzte die gleiche braune Brühe zu beiden Seiten an den uralten Steinmauern hinauf. Von weither hörte Mario ein Krachen und das Knirschen von Metall, dann einen Schrei. Während er entsetzt auf die Verwüstung starrte, zuckte von neuem ein Blitz über den Himmel, und der Regen verwandelte sich in einen Hagelsturm, der an den Dächern abprallte und ihm ins Gesicht schlug.

Er schob sich weiter voran über die Hauptstraße und fand im Windschatten der Basilika etwas Schutz vor dem Hagel. Hier war die Strömung noch stärker; er brauchte seine volle Kraft, um ihr zu widerstehen. Aber dann, als er die Tore der Kapelle erreichte, schleuderte wieder ein Ast auf ihn zu. Er duckte sich, aber es war zu spät. Mit voller Wucht traf ihn das Holz im Gesicht, und er fiel nach hinten in den reißenden Strom.

Die schlammige Brühe rauschte über ihn hinweg und wirbelte ihn unter der Wasseroberfläche im Kreis herum. Etwas Hartes stieß ihn in die Rippen, dann rasselte er sich wieder hoch und versuchte, im Schlick einen Halt zu gewinnen. Fast hätte er es geschafft, aber dann rutschten ihm die Füße weg, er landete wieder im Wasser und bekam den Mund voll Schlamm. Angeekelt spuckte er aus und fuchtelte panisch mit den Armen. Mit der rechten Hand ergriff er einen Eisenring in der Mauer der Basilika. In Todesangst klammerte er sich daran, zog sich auf die Füße, spuckte erneut aus, um den üblen Geschmack im Mund loszuwerden, und rang nach Luft.

Fast hatte er den Eingang zur Kapelle erreicht. Er hielt sich an der Mauer fest; so konnte er sich gerade noch weiter voranziehen. Behutsam manövrierte er sich um einen Strebepfeiler; von dort konnte er den ersten Blick auf die Tore der Kapelle werfen. Sie waren aus den Angeln gerissen worden, und das Wasser stürzte hinein.

Mit neuer Entschlossenheit pflügte Mario seinen Weg durch den Sturzbach auf den Eingang zu und die sechs Steinstufen hinunter, die zum Hauptteil der Krypta führten. Hier reichte ihm das Wasser bis zu den Schenkeln; es wurde immer tiefer; Abfall, vom graubraunen Wasser getragen, stürzte über die Schwelle herein und die Stufen hinunter. Direkt hinter der Tür befand sich ein Wandschrank, der eine Taschenlampe und eine Axt enthielt. Er schlug das Glas ein und griff nach der Taschenlampe.

Fast wäre er auf dem Steinboden ausgerutscht, er schaffte es aber bis zum Hauptraum. Von der niedrigen gewölbten Decke hallte das Rauschen des hereinstürzenden Wassers wider. Entlang der Wände standen auf Sockeln

die Grabmäler von mehr als fünfzig Mitgliedern der längst verstorbenen Familie Medici, die unter dem Boden in einfachen Steinsärgen ruhten. Diese Denkmäler standen zwar erhöht, das Wasser aber stieg immer noch weiter und würde bald die Statuen und die reichverzierten Sarkophage erreichen. Aber nicht einmal das war Mario Sporanis schwerwiegendste Sorge. Viel mehr beunruhigte ihn die Möglichkeit, dass das Wasser sich einen Weg in die eigentliche Krypta bahnen könnte. Das musste er um jeden Preis verhindern.

Mario stapfte durch das Wasser zum Altar hin, der am Ende der Krypta auf einem erhöhten Unterbau stand. Zwei riesige steinerne Engel wachten zu beiden Seiten eines marmornen Podests. Dahinter lag der Eingang zur Familiengruft der Medici.

So schnell es ging, schob sich Mario durch das eiskalte Wasser auf den Altar zu. Die Falltür in die Gruft ließ sich überraschend leicht anheben. Innen war eine Leiter zu sehen. Mit seiner Taschenlampe leuchtete er in die Dunkelheit hinein und konnte gerade noch die Sprossen erkennen, die in die Leere hinunterführten. Vor ihm stürzte das Wasser in die Tiefe, er hörte, wie es auf den Steinboden klatschte. So schnell er konnte, ließ er sich in das Loch hinab und zog die Falltür über seinem Kopf zu. Sie war nicht ganz dicht, und das Wasser floss weiterhin an der Leiter entlang in die Gruft hinein.

Bald hatte er den Boden der Grabkammer erreicht. Mit der Taschenlampe leuchtete er das alte Gemäuer und die steinernen Nischen aus. Die Luft roch säuerlich nach alter Erde, Moder und Fäulnis, aber das war ihm vertraut und störte ihn nicht mehr. Dann hörte er ein unheilverkündendes Knacken. Er fuhr herum und sah, wie sich

ein Steinblock aus der Mauer löste und auf den Boden krachte. Wasser stürzte herein.

Fast hätte er den Halt verloren. Von Todesangst getrieben, kletterte er auf einen steinernen Sims, der unmittelbar hinter ihm lag. Vor sich sah er die Öffnung zu einer der Grabnischen und den Zipfel eines ausgefranst grauen Leichentuchs. Dann krachte ein zweiter Steinblock auf den Boden; das Wasser spritzte die Wände hoch hinauf. Die Taschenlampe glitt ihm aus der Hand und fiel ins Wasser. Er sah sie untergehen und plötzlich verlöschen. Jetzt war der Raum vollständig dunkel. In seinem Kopf schrie eine Stimme: Was für eine Idiotie, hier herunterzusteigen! Was wollte er überhaupt damit erreichen? Und jetzt, sagte ihm die Stimme mit Nachdruck, würde er hier sterben. Jetzt müsste er selbst allen diesen Toten hier Gesellschaft leisten.

Aber die Panik ging vorüber, und eiserne Entschlossenheit erfasste ihn. Er konnte nichts sehen, aber er kannte den Weg hinaus.

Vorsichtig löste er sich von dem Sims und glitt hinunter ins eisige Wasser. Es ging ihm bis zu den Oberschenkeln und hatte schon die Mauervorsprünge erreicht, wo die historisch wertvollen Leichen ruhten. Ohne auf die Taubheit in seinen Beinen und auf das wachsende Schwindelgefühl zu achten, schob er sich mühsam an die Stelle, wo die Leiter stehen musste. In der Finsternis tastete er nach den eisernen Sprossen, die Sicherheit versprachen, aber sie lagen immer noch außer seiner Reichweite. Mit ausgestreckten Armen bahnte er sich seinen Weg gegen die Kraft des Wassers, das immer noch durch das gähnende Loch in der Mauer hereindrang.

Als er kurz davor war, zu verzweifeln, berührten seine

Fingerspitzen endlich Eisen. Er packte die Stangen der Leiter und zog sich hinauf zur ersten Sprosse.

Während er mit dem Fuß nach der nächsten Sprosse tastete, spürte er, wie die Leiter nachgab und sich allmählich von der Mauer löste. Mario warf sich nach vorn und schob durch sein Gewicht die Leiter zurück in das Mauerwerk. Über sich sah er einen dünnen Lichtstrahl, der durch einen Spalt der Falltür schien. Verdrecktes Wasser stürzte herunter und lief ihm über den Kopf und den Rücken. Sein Herz pochte, als er sich behutsam zur nächsten Sprosse hinauftastete. Wieder drohte die Leiter nachzugeben. Noch sechs Sprossen, dann hätte er fast die Öffnung erreicht.

Plötzlich erspähte er, wie sich, nur einen halben Meter entfernt, etwas im Wasser auf und nieder bewegte. Es war ein dunkles Rohr, etwa dreißig Zentimeter lang.

So vorsichtig wie möglich drehte er sich zur Seite, bis seine ausgestreckten Fingerspitzen den Gegenstand berührten und ihn gerade noch ergreifen konnten; Mario steckte ihn in seinen Hosenbund. Schließlich nahm er seine ganze Kraft zusammen und kroch die Leiter hinauf. Im letzten Augenblick, bevor die stützenden Bolzen aus den Löchern in der Mauer rutschten, griff er mit übermenschlicher Anstrengung nach den Zargen der Falltür; seine Finger ertasteten den metallenen Rand der Öffnung. Wasser schlug ihm ins Gesicht, er konnte kaum atmen. Von Todesangst getrieben, gelang es ihm, sich hochzuhieven. Die Füße scharrten an der rauhen Steinmauer. Schließlich stieß er die Falltür nach oben und warf sich keuchend auf den Boden des Altarraums.

## 2.

### *Florenz, Gegenwart*

Auf dem privaten Parkplatz neben der Mediceer-Kapelle sperrte Edie Granger ihren roten Fiat ab und schritt über das Kopfsteinpflaster auf den Haupteingang zu. Sie war groß, maß einen Meter neunzig ohne Schuhe, und blieb dank ihres täglichen einstündigen Workouts blendend in Form. Anders als bei den meisten englischen Akademikerinnen nahm die Eleganz der Kleidung einen wichtigen Platz auf ihrer Prioritätenliste ein, was ihre italienischen Freunde zu schätzen wussten, die halb im Scherz behaupteten, sie sei eine Doppelgängerin der Schauspielerin Liv Tyler.

Wie schon täglich in den letzten Monaten, war sie darauf bedacht, die ver mummt en Gestalten in braunen Kutten zu ignorieren, die vor den Eingangstoren der Kapelle mit Plakaten auf und ab gingen. Die Protestierenden waren Mitglieder einer seltsamen Gruppe, die sich »Arbeiter für Gott« nannten. Unter der Führung des fanatischen Dominikanerpaters Baggio demonstrierten sie gegen wissenschaftliche Forschungen in der Mediceer-Kapelle. Für Edie gehörten sie schon lange zum örtlichen Kolorit.

An der Besucherkasse gleich hinter den Eingangstoren winkte sie mit ihrem Passierschein und nahm auf dem Weg nach unten zwei Stufen auf einmal. In diesem Teil

der Krypta drängten sich Tag für Tag die Besucher und lasen die Inschriften über den Gräbern der Medici.

Das hintere Ende der Kapelle war für die Öffentlichkeit durch ein Seil gesperrt. Dort verbarg ein cremefarbenes Zelt den Eingang zu einer schmalen Treppe, die in die Gruft hinunterführte, wo in tiefen Nischen eine Vielzahl Sarkophage standen. Edie betrat das Forschungsareal, wich zwei Seziertischen aus und ging nach links durch eine Tür in das erste von zwei Labors.

Die Gruft unter der Krypta der Mediceer-Kapelle maß zehn mal sechs Meter und hatte eine niedrige Decke. Der Raum war eng und warm, aber die Luft wurde dank einer tragbaren Klimaanlage frisch gehalten. Entlang der Wände des Labors standen Röntgenapparate, Spektrometer und DNA-Analysegeräte. Auf der gegenüberliegenden Seite des Hauptraums war das Büro von Carlin Mackenzie, in dem versiegelte Kisten voller Knochen in der unangemessenen Nachbarschaft hochfrasierter Macintosh-Computer standen.

Edie hatte gerade auf ihrer Bank Platz genommen und war dabei, ein paar Messungen, die mit einem Infrarotspektrometer vorgenommen worden waren, anzusehen, als Mackenzie in Begleitung zweier Männer im Anzug hereinkam. Sie kannte sie schon: der kleinere der beiden war Umberto Nero, Vizekanzler der Universität Pisa, der andere, jüngere, ein bekannter Lokalpolitiker, Francesco della Pinoro, der zurzeit favorisierte Kandidat für die Bürgermeisterwahl.

»Ah, Edie«, sagte Mackenzie. Der Professor war ein kleiner beliebter Mann in den späten Sechzigern. Er trug eine John-Lennon-Brille, hatte zotteliges, dünnes weißes Haar und ein weiches, schönes Gesicht, das zu seiner

Beliebtheit bei Produzenten von Fernseh-Dokumentarfilmen geführt hatte. »Meine Herren, darf ich Ihnen meine Nichte, Dr. Edie Granger, vorstellen?«

Della Pinoro gab ihr die Hand und Nero nickte. Er und Edie waren einander schon öfter begegnet und fanden sich nicht besonders sympathisch.

»Edie, hättest du ein paar Minuten Zeit für unsere Gäste? Ihr Wagen wird sie bald abholen; könntest du mit ihnen einen kurzen Rundgang machen?«

»Natürlich.« Edie bemühte sich, ihrer Stimme ein wenig Begeisterung zu verleihen.

»Großartig. Meine Herren, vielen Dank für Ihre wertvollen Ratschläge. Ich werde mich bald bei Ihnen melden.« Mackenzie gab ihnen die Hand und verließ das Labor.

»Bitte schön.« Edie geleitete della Pinoro und Nero zurück in den Hauptraum zu einem langen metallenen Tisch. Unterwegs beschrieb sie ihnen, auf welche Weise die Leichen aus den Nischen in dieser Gruft einbalsamiert und konserviert worden waren. Sie trat auf die andere Seite des Tisches und musterte die Besucher. Zwischen ihnen lag eine 470 Jahre alte Leiche.

Edie strich eine Strähne ihres lockigen schwarzen Haares aus dem Gesicht. Mit ihren kohlschwarzen Augen fixierte sie die Männer, verschränkte die Arme und richtete sich zu ihrer vollen Größe auf, womit sie beide überragte.

»Hier liegt Ippolito de' Medici, der natürliche Sohn Giuliano de' Medicis, des Herzogs von Nemours«, erklärte sie. »Seit fast einem halben Jahrtausend verbindet sich mit seinem Tod ein Geheimnis. Manche vermuten, dass dieser junge Mann – er war erst vierundzwanzig, als

er starb – von seinem Vetter Alessandro ermordet wurde, der seinerseits von einem anderen lebenswürdigen Verwandten, Lorenzino de' Medici, um die Ecke gebracht wurde. Dafür gab es aber keinen Beweis – bis jetzt. Wir haben gerade die Arbeit an diesem Toten abgeschlossen und einen klaren Hinweis darauf gefunden, dass Ippolito vergiftet wurde.«

Nero blickte weg von der Mumie. Es fiel Edie auf, dass er etwas blass geworden war. Sie führte die Männer schnell in einen kleineren Seitenraum. Hier roch es nicht so stark nach Erde und alten Stoffetzen. Ein Mann saß an einer Werkbank vor dem Okular eines großen Mikroskops.

»Hier befindet sich das Herzstück unserer Arbeit«, sagte Edie. »Dieser Raum und das Labor nebenan enthielten früher bis zu einem Dutzend Särge, aber die meisten davon wurden bei der Überschwemmung von 1966 schwer beschädigt. Die Leichen der weniger bedeutenden Mitglieder der Familie Medici wurden in einem anderen Teil der Kapelle aufs Neue bestattet. Der Raum hier ist das Hauptlabor, wo wir das Material analysieren, das wir den Mumien in der Krypta entnehmen.«

»Woher wollen Sie wissen, dass der Mann da draußen ermordet wurde?«, fragte della Pinoro. Während der letzten Minuten hatte er sich ganz besonders für das Dekolleté von Edies Labormantel interessiert. »Jedes Beweismittel müsste doch schon vor Jahrhunderten verschwunden sein.«

»Gute Frage«, sagte Edie und freute sich, ihr Wissen zeigen zu können. »Der Hauptzweck unserer Arbeit hier ist, die Todesursache der bedeutenden Mediceer zu ermitteln. Diese Leichen dort mögen wie leblose Hüllen wirken«, fuhr sie fort und deutete auf den Raum, den sie

gerade verlassen hatten, »aber uns verraten sie eine unglaubliche Menge von dem, was bisher verborgen war.«

»Und das wäre?«

»Es kommt oft vor, dass wir aus dem Skelett allein ein Szenario rekonstruieren müssen. In der Regel ist das alles, was nach fünfhundert Jahren übrig geblieben ist. Aber sogar morsche Knochen können uns sehr viel erzählen. Die häufigsten Krankheiten aus jener Zeit, wie Syphilis und Pocken, hinterlassen vielsagende Spuren in der feinen Knochenstruktur eines Opfers, die wir mit Hilfe immunhistochemischer und ultrastruktureller Analyse untersuchen können.«

Della Pinero sah verwirrt aus. »Im Falle Ippolitos«, fuhr Edie fort, »gelang es uns, eine detaillierte Analyse seines Skeletts herzustellen, welche ein ungewöhnlich hohes Niveau an Salicylaten ergab.«

»Und das beweist ...?«

»Nun, Alessandro kam gar nicht erst in Verdacht, Ippolito ermordet zu haben, weil Ippolito auf dem Totenbett alle normalen Symptome von Malaria aufwies: Fieber, Gliederstarre, qualvolle Kopfschmerzen und heftige Bauchschmerzen. Aber eine Vergiftung mit Gaultheriaöl verursacht fast die gleichen Symptome, und Gaultheriaöl enthält Methylsalicyl.«

Della Pinero wollte gerade etwas sagen, als Edie auf eine Bewegung hinter den beiden Männern aufmerksam wurde. »Aha, jetzt gibt es wieder eine Auseinandersetzung.«

»Auseinandersetzung?«, fragte Nero, während Edie der Tür zustrebte.

»Das soll angeblich Cosimo de' Medici sein, Cosimo der Ältere«, erwiderte Edie und führte die zwei Männer zu einem anderen Seziertisch neben dem Podest, auf dem

Ippolitos Leiche lag. Mackenzie stand da mit seinem Stiefsohn Jack Cartwright, dem DNA-Experten der Arbeitsgruppe.

»Angeblich?« Mackenzie sah Edie spöttisch an.

»Wir sind uns über die Identität dieser Leiche nicht einig«, erklärte Edie. »Mein Onkel ist sicher, dass es sich um Cosimo handelt, aber ich bin noch nicht davon überzeugt.«

Jack Cartwright, der große, breitschultrige Mann neben Mackenzie, trat einen Schritt vor und stellte sich den Besuchern vor. Er war gerade von einem Vormittag an der Florentiner Universität zurückgekommen.

»Und wie stehen Sie dazu, Dr. Cartwright?«, fragte der Vizekanzler und wandte sich von der Leiche ab.

Cartwright wollte darauf antworten, als eine junge, aufgeregt wirkende Frau hereinkam. »Entschuldigen Sie die Störung«, sagte sie. »Der Wagen für unsere Gäste ist schon da.«

Der Vizekanzler konnte seine Erleichterung nicht verbergen. Noch bevor della Pinoro etwas sagen konnte, verabschiedete sich Nero mit den Worten: »Ich bin Ihnen sehr dankbar, dass Sie sich die Zeit genommen haben. Und vielen Dank, Frau Doktor Granger, dass Sie uns alles gezeigt haben.«

Edie begleitete die Besucher zu ihrem Wagen. Als sie zurückkam, untersuchten Mackenzie und Cartwright die Leiche auf dem Seziertisch. Mackenzie blickte durch eine Lupe und versuchte, mit einer Pinzette die Lasche einer erstaunlich gut erhaltenen Tunika zu öffnen. Seit zwei Wochen schon untersuchten sie Material aus dieser Leiche, nahmen Gewebeproben und prüften die Knochenstruktur mit einem tragbaren Röntgengerät. Aber

erst heute hatten sie sich darauf geeinigt, die Leiche aus ihrer Nische zu nehmen und genauer zu inspizieren. Diese Leiche teilte die Nische mit einer zweiten. Mackenzie hielt sie für die sterblichen Überreste der Contessina de' Medici, der Gemahlin Cosimos I., die im Jahre 1473 gestorben war.

»Ich wünschte, du würdest unsere schmutzige Wäsche nicht vor anderen Leuten ausbreiten«, sagte Mackenzie, ohne aufzublicken.

»Es ist doch nicht schädlich, zuzugeben, dass Akademiker Meinungsverschiedenheiten und unterschiedliche Ansichten haben«, erwiderte Edie und nahm eine Pinzette vom Tablett.

»Ich finde doch. Ich traue diesen Leuten nicht. Sie sind immer auf der Suche nach einem Vorwand, uns die Geldmittel zu kürzen.«

»Ich hatte den Eindruck, sie waren eher darauf bedacht, möglichst schnell hinauszukommen.«

»Das mag schon sein, aber meiner Meinung nach ist Pinoro eine Giftschlange.«

»Und deswegen hast du ihn mir aufgehalst?«, gab Edie zurück.

Mackenzie sah sie böse an. Edie schaute weg und wechselte schnell das Thema.

»Die Seide dieses Mantels, was für ein erlesenes Gewebe.«

»Das stimmt. Schau dir das an.« Mackenzie bot Cartwright seine Lupe an. Die Leiche trug ein cremefarbenes Seidenhemd und ein samtenes Wams, das wohl einmal von leuchtend schönem Purpur gewesen war. »Findest du nicht, dass das meine Theorie untermauert?«, brummte Mackenzie.

Edie zuckte mit den Schultern. »Man kann ja erwarten, dass Cosimo in den kostbarsten Gewändern bestattet wird, aber das könnte genauso gut für jedes hervorragende Mitglied der Familie gelten.«

»Vielleicht. Hast du irgendetwas bei den DNA-Proben herausgefunden, Jack?«

»Wir arbeiten noch daran.« Cartwright gab Mackenzie die Lupe zurück. »Es scheint schwieriger zu sein, als wir dachten.«

Mackenzie seufzte. Behutsam zog er das zerfallende Wams zurück und legte die trockene braune Haut der Mumie frei, die wie ein Körper aus Papiermaché aussah. »Na ja, deswegen haben wir den armen Kerl herausgeholt«, sagte er.

Cosimo de' Medici, oder Cosimo der Ältere, wie er manchmal genannt wurde, war eines der bedeutendsten Mitglieder der Familie Medici, ein Mann, der mehr als jeder andere getan hatte, um sie auf ihren bedeutsamen Platz in der Geschichte zu erheben. Er wurde 1389 in Florenz geboren, und eine Generation lang war er de facto der Herrscher über die Stadt. Durch seine Geldgeschäfte machte er die Familie reich und lieferte den Anstoß für die italienische Renaissance. Bei seinem Tod im Jahre 1464 wurde er mit dem Titel »Pater Patriae«, Vater des Vaterlandes, geehrt.

Mackenzie machte mit dem Skalpell einen Schnitt in den ausgetrockneten Torso. Die Klinge glitt mühelos durch die Haut. In Form eines Ypsilons schnitt er nach unten und quer über den Körper. Die Balsamierer hatten mit erstaunlichem Geschick gearbeitet. Der Zustand der uralten Leiche war ganz anders als der Ippolitos, dessen Körper, obwohl er viel später bestattet wurde, fast zu

einem krümeligen Skelett zerfallen war. Aber unter der pergamentartigen Haut herrschte beinahe vollkommene Leere. Die Organe waren zu einem Bruchteil ihrer ursprünglichen Größe geschrumpft und so trocken wie die Haut des Mannes.

Mackenzie entnahm jedem Organ Proben und legte sie in einzelne beschriftete Reagenzgläser, die er dann mit Stöpseln verschloss.

Eddie stellte sie sorgfältig in einen Ständer auf dem Tisch. Mit tieferen Schnitten kratzte er ein winziges Stück des Brustbeins und einer Rippe ab und legte die Splitter in zwei eigene Fläschchen.

Mackenzie beugte sich nach vorn, um in den offenen Brustkorb zu schauen. »Seltsam«, sagte er. »Am Rückgrat scheint ein fremder Gegenstand zu liegen. Ich kann ihn nicht so genau sehen. Kannst du es mal anschauen, Eddie?«

Sie schwenkte ein an einem Stativ montiertes Vergrößerungsglas über die Leiche und blickte hinunter in die Umgebung des geschrumpften Herzens. »Ich sehe etwas, eine schwarze Oberfläche. Das Ding liegt anscheinend in der vorderen Epidermis. Es sieht absolut nicht aus wie ein Teil des Körpers.«

»Könnt ihr mir helfen, den Körper auf die Seite zu drehen?«, bat Mackenzie.

Eddie und Jack Cartwright hoben die Leiche vorsichtig an und drehten sie. Sie wog fast nichts.

»Noch ein kleines bisschen höher«, sagte Mackenzie und hockte sich hin. Mit der Präzision eines Chirurgen fuhr er mit dem Skalpell knapp unter der Haut das Rückgrat entlang, darauf bedacht, die Wirbel nicht zu verletzen. Dann stand er auf und hielt seine metallene Pinzette

gegen das Licht. Sie umfasste ein dünnes, unscheinbares schwarzes Rechteck.

Carlin Mackenzie war allein in der Gruft der Mediceer-Kapelle. Die Digitaluhr auf seinem Schreibtisch ging auf neun Uhr Abend zu, aber er war nicht müde und auch nicht gewillt, die Computer auszuschalten und die kurze Strecke zu seinem Apartment in der Via Cavour zu gehen.

Es war ein außergewöhnlicher Tag gewesen, vielleicht der außergewöhnlichste seines Lebens, gewiss aber der bemerkenswerteste seiner vierzigjährigen Laufbahn als Paläopathologe. Was für einen Gegenstand sie im Körper Cosimo de' Medicis entdeckt hatten, blieb ein Geheimnis; aber die einfache Tatsache, dass dieser Gegenstand existierte, bot ein Rätsel. Außer nach der Überschwemmung von 1966 waren diese Leichen seit ihrer Bestattung nie berührt worden. Und doch hatte sich hier dieser fremdartige rechteckige Gegenstand in der vertrockneten Epidermis eines Mannes befunden, der vor über 500 Jahren gestorben war.

Der Gegenstand lag in einer Petri-Schale direkt neben Mackenzies Computer. Er, Edie und Jack Cartwright hatten ihn so gründlich wie möglich untersucht, wobei sie bestrebt waren, keine unnötigen Risiken einzugehen. Das Stück war vollkommen schwarz, ein granitähnlicher, nur wenige Millimeter dicker Stein, der genau 3,9 mal 1,9 Zentimeter maß. Eine einzige Röntgenuntersuchung hatte ergeben, dass der Gegenstand massiv war, von gleichmäßiger Dichte und ohne erkennbare Besonderheiten. Sie hatten beschlossen, von jeglichen chemischen Tests abzusehen, bis sie sicher sein konnten, dass

diese dem Stein keinen Schaden zufügten. Mit Hilfe eines starken Mikroskops wurde ermittelt, dass die kristalline Struktur aus einer Mischung von Feldspat, Quarz und Pottasche bestand: ein außergewöhnlich reiner Granit, ein Anorthosit.

Mackenzie machte ein paar Notizen in ein Heft. Er zählte auf, was sie bereits herausgefunden hatten: die chemische Struktur des Gegenstands, die Masse, die Dichte und die Ausmaße. Dann legte er den Kugelschreiber weg und hielt den rechteckigen Stein mit latexgeschützten Fingern gegen das Licht. Er zuckte zusammen, als er sah, dass sich etwas an ihm verändert hatte. Wo vorher eine glatte, völlig homogene Oberfläche zu sehen war, begannen jetzt grüne Linien zu erscheinen. Während er sie anstarrte, veränderten sie sich und verschmolzen miteinander. Er griff nach seiner Lupe und betrachtete sie aus der Nähe. Das war wirklich bemerkenswert. Ein schwacher grüner Umriss bildete sich an einem Ende des Rechtecks. Darunter konnte er ganz schwach einige Buchstaben sehen, und im unteren Drittel erschienen mehrere Zeilen.

»Das ist erstaunlich«, hörte er sich sagen. Ein paar Sekunden lang wusste er nicht, was er tun sollte. Dann griff er nach dem Telefon und wählte schnell eine Nummer. Ein Anrufbeantworter schaltete sich ein. Er wählte aus dem Gedächtnis eine zweite Nummer. Wieder reagierte nur ein Anrufbeantworter. Ohne zu zögern begann er zu beschreiben, was er auf der Oberfläche des Steines sah.

Als er nach etwa zwei Minuten eine abschließende Bemerkung machen wollte, bedeutete ihm ein Piepsen, dass der Speicher der Maschine voll sei. Er legte auf und starrte die Wand an. Was er gesehen hatte, begeisterte ihn, aber es

erschreckte ihn auch. Er war nie abergläubisch gewesen, er hatte ja eine naturwissenschaftliche Ausbildung erfahren. Aber trotzdem konnte er seine heimlichen Ängste nicht leugnen. Dieser Vorfall war nur der letzte in einer Reihe seltsamer Ereignisse und Zufälligkeiten, über die er mit niemandem gesprochen hatte. War es ausreichend, diese Botschaft zu hinterlassen, oder hatte er zu viel gesagt? Hatte er andere in große Gefahr gebracht?

Aus dem Nachbarraum hörte er ein schwaches Geräusch. Er sah auf die Plastikwand, die sein Büro von der Grabkammer trennte. Stille.

Er setzte den Stein zurück in die Petri-Schale und legte die Lupe weg. Genau in diesem Augenblick empfand er plötzlich einen starken Schmerz im Nacken. Er spürte eher als dass er sah, wie sich hinter ihm jemand nach vorne beugte. Seine Hände flogen zu seinem Nacken und fühlten den kalten Stahl einer Garrote. Mit unglaublicher Gewalt drehte sein Angreifer den Draht enger zusammen.

Mackenzie traten die Augen aus den Höhlen. Er schnappte nach Luft, wollte sich entwinden und versuchte gleichzeitig, die Finger zwischen Hals und Garrote zu zwängen. Aber es war vergeblich. Ein schrecklicher Schmerz durchfuhr seinen Kopf, er verlor die Orientierung. Sein Angreifer zog ihn immer weiter zurück, schnitt ihm immer tiefer in den Hals. Einen Augenblick lang glaubte Mackenzie noch, er könne sich befreien, aber der Mann hinter ihm war viel zu kräftig. Mackenzies Schließmuskel öffnete sich, sein Darm entleerte sich; widerlicher Gestank stieg von seinem Stuhl auf. Es gab ein leises, fast unhörbares Knacken, als Mackenzies Luftröhre aufgeschlitzt wurde, dann umschloss ihn die Dunkelheit.